

LUDWIG M. EICHINGER

## Standardnorm, Sprachkultur und die Veränderung der normativen Erwartungen

### Abstract

Die deutsche Standardsprache hat sich durchgesetzt. Sie ist weithin zur Sprache eines öffentlichen und gehobenen Alltags geworden. Dadurch erweitern sich die Anforderungen, die an eine so verwendete Sprachform gestellt werden. Im Gefolge dessen wird eine Art von Variation sichtbar, die dazu zwingt, über die normative Geltung der Konventionen, denen dabei gefolgt wird, nachzudenken und möglichst Übereinkunft herzustellen. In dieser Phase der Verbreiterung der Basis für standardsprachliches Interagieren stehen dabei nicht nur grammatische und ähnliche sprachliche Regelmäßigkeiten zur gesellschaftlichen Diskussion, sondern nicht zuletzt Textkonventionen, die unser situativ und textsortenspezifisch angemessenes Agieren leiten. Von deren Wandel ist im zweiten Teil des Beitrags exemplarisch die Rede.

## 1. Warum einer Norm zu folgen ein kompliziertes Geschäft ist

### 1.1 Historische Normen

Abgesehen davon, dass sie unvermeidlich sind,<sup>1</sup> haben gesellschaftliche Normen auch einen unvergleichlichen Vorteil. Wozu wären sie da, wenn nicht dazu, ihre Grenzen auszuprobieren? Um sich an sie zu halten natürlich. Im Prinzip gilt diese Aussage auch, wenn man gemäß den Normen standardsprachlicher Übereinkünfte handeln will. Zwischen den beiden genannten Optionen – Halten oder Übertreten – scheint es keinen Mittelweg zu geben.

Die Norm der deutschen Standardsprache existiert offenkundig, einigermaßen wissen wir auch über ihre Grenzen Bescheid. Nicht zuletzt im Verlauf der in diesem Band dokumentierten Tagung ist aber klar geworden, dass Variation, ja die Möglichkeit zur Variation zur Standardsprachlichkeit gehören. Wenn man das ausschließen möchte, muss man die Standardsprache als einen Idealtypus konstituieren, der außerhalb der eigentlichen sprachlichen Variation läge. Damit wäre ein Maßstab festgelegt, an dem sich dann die jeweilige sprachliche Realisierung im Einzelnen zu messen hätte. Solch ein Ansatz geht die Normfrage zumindest unter den historischen Bedingun-

---

<sup>1</sup> Womit wir Weinrich (1980, S. 9) folgen.

gen von Normfindung und Normwandel im Deutschen von der falschen Seite her an.

Das gilt unter den heutigen Verhältnisse noch mehr als in den Zeiten, zu denen sich die deutsche Standardsprache durchgesetzt hat, und die wir mit guten Gründen ins 19. Jahrhundert legen dürfen.<sup>2</sup> Heutzutage ist aber die Standardsprache in ihren Ausprägungen der Bestandteil eines differenzierten alltagssprachlichen Modells. In ihr ist die Standardsprache nicht mehr nur die Sprache höchster Officialität und Öffentlichkeit, sondern deckt eine deutlich größere Breite an Verwendungen ab. Die Gewöhnung an die gesprochene Hochsprache, die nicht zuletzt durch die sprechenden elektronischen Medien Radio und Fernsehen vorangetrieben worden ist, hat der Hochsprache in ihrer gesprochenen Form das Maß an struktureller Mündlichkeit zurückgegeben, die sie als Alltagssprache brauchbar macht, ohne dass dadurch der Bereich des Standards verlassen würde. Die Veränderung des medialen Umfelds und grundlegende Verschiebungen in der Bildungsstruktur der deutschsprachigen Staaten lassen sich dafür verantwortlich machen, dass die Erfahrungen mit den verschiedensten alltäglichen und fachlichen Weltausschnitten und die Gewöhnung an entsprechende Typen von Texten erheblich zugenommen haben. Das betrifft die schriftliche wie die mündliche Kommunikation.

## 1.2 Situative Normen

Die Bedingungen für jeden einzelnen Akt des sprachlichen Handelns sind daher hoch komplex und eigentlich nur zu bewältigen, wenn Muster für das erfolgreiche sprachliche Handeln existieren, die weit über das hinausgehen, dass wir wissen sollten, dass und wie die grammatischen Formen recht zusammengesetzt würden. Unser Sprechen und Schreiben, aber auch unsere Wahrnehmung sprachlicher Akte beruht darauf, dass wir gelernt haben, mit sprachlichen Situationen der unterschiedlichsten Art zu Recht zu kommen. So sind wir denn jeweils zu einem sozialsymbolischen Verrechnungsprozess gezwungen. Auf der sprachlichen Ebene heißt das, dass wir uns an Situations-typen und dazugehörigen Erfahrungen mit Textmustern ausrichten, deren Ausfüllung unsere sprachliche Wahl prägt. In Anbetracht der Vielfältigkeit der gesellschaftlichen Realität, mit der wir uns konfrontiert sehen, und aus dem Grund, dass die Gemeinsamkeit der bis dahin zur Verfügung stehenden kommunikativen Erfahrungen variiert, handelt es sich bei der im sprachlichen Akt intendierten Interaktion zwischen Partnern um einen an sozialen Vermutungen („Erwartungserwartungen“) orientierten Annäherungsprozess.<sup>3</sup>

<sup>2</sup> Für einen Blick in die realen Abläufe bei der Annäherung an standardsprachliches Verhalten im 19. Jahrhundert vgl. Elspaß (2003).

<sup>3</sup> So dass Prozesse eines abduktiven Schließens und Annahmen über Verlässlichkeit eine weitaus größere Rolle spielen als rein inferentielle Prozesse; vgl. Brandom 2001, S. 130ff. Die gesamte Argumentation steht auch im Gefolge der Überlegungen von Lewis (1969/1975), vgl. dazu Pfister (2003, S. 14).

Was immer das sonst noch an Folgen hat, auf jeden Fall folgt daraus, dass die zu Beginn gestellt Alternative – den Normen folgen oder ihnen nicht folgen – in dieser Härte nicht existiert. Wenn die Orientierung an den sprachlichen Normen Teil einer Annäherungsprozesses ist, der sich an Indizien des vermuteten Situationstyps ebenso orientiert wie an den spezifischen Eigenheiten der einzelnen Situation, lässt sich zu Recht sagen, dass sprachliche Interaktion nicht funktionieren würden, wenn sich niemand an die Übereinkünfte hielte, dass das gleiche aber gälte, sollten sich alle an alle Übereinkünfte halten. Wie geht man nun vernünftigerweise vor, um einer Norm gleichzeitig zu folgen und sie an ihre Grenzen zu führen, ja sie zu überschreiten?

## 2. Richtig, angemessen und gut

### 2.1 Grenzen der Standardisierung

Man kann das geteilte Wissen, das den Gebrauch von Hoch- und Standardsprachen bestimmt, als eine solche normative Übereinkunft verstehen. Vernünftigerweise ist diese Übereinkunft schon so gestaltet, dass sie auf elegante Weise der angedeuteten Falle ausweicht. Denn man kann einer normativen Übereinkunft nur so weit folgen, wie sie festgelegt ist. Im Hinblick auf die Festlegungen, die unsere Standardsprache betreffen, ist das keine banale Aussage. Man würde ja vermuten, was Hochsprache sei, müsse eindeutig festgelegt sein, da es ja zum Beispiel einer der Ziele muttersprachlichen Schulunterrichts ist, in die Kenntnis und Handhabung dieses sprachlichen Gebildes einzuführen. Verdächtig ist dabei nur, dass man, wenn man über die Normen unserer Standardsprache und die Probleme, ihnen in aller Form zu genügen, oft hört, es handle sich dabei eben um eine Idealnorm, der man sich annähern, die man aber nicht erreichen könne. Sie sei aber durchaus in musterhaften Textexemplaren realisiert. Das mag ja alles sein. Die Exempel mögen die rechte Richtung weisen, sie realisieren aber, wie das mit Exempeln so ist, lediglich einen mehr oder minder signifikanten Ausschnitt dessen, was erlernt werden soll. Sie weisen eine Richtung: was wir im Einzelnen dort finden, ist nicht in jedem Fall so klar. Hier setzt unter anderem die traditionelle Sprachpflege und Sprachkulturpflege an, der es darum zu tun ist, möglichst eng festzuschreiben, was möglich sein soll.

### 2.2 Norm als intentionaler Begriff

Das kann man machen: je enger aber der standardsprachliche Rahmen gefasst wird, je größer damit der Bestandteil dessen ist, was so zum „Substandard“ wird, um so geringer wird die Bedeutung der Standardnorm. Das ist das Denkmodell, das vielen alltäglichen sprachkritischen Überlegungen zu Grunde liegt, und natürlich der Deutung dieses Befundes im Sinne des Verfalls unmittelbar Nahrung gibt. Die Interpretation von Veränderungen im Sprachgebrauch als Sprachverfall scheinen Konjunktur zu haben:

„Wer davon spricht, dass die Sprache verfällt oder zu verfallen droht, bewegt sich in einem Rahmen von Urteilen, die sich großer Beliebtheit erfreuen“ (Schiewe 1998, S. 252).

Trotz der leicht distanzierten Formulierung, die ihre eigene Wissenschaftlichkeit in Ironiesignale zu packen sucht, ist auch dieser unter Linguisten außerordentlich beliebte Gemeinplatz zu relativieren. Nicht immer ist die Interpretation als Verfall die dominierende Denkfigur. Vielmehr scheint es sich beim Verhältnis zur sprachlichen Normativität um eine Art atmenden Prozesses zu handeln, der Phasen mit hohem Ordnungsbedürfnis von welchen scheidet, in denen Diffusion das vorherrschende Moment ist. Nun haben wir, trotz der vergleichsweise langen dokumentierten Geschichte des Deutschen – wie ähnlich gelagerter Sprachen – noch gar nicht so schrecklich viel Erfahrung in solchen Prozessen. Die allmähliche schriftsprachliche und drucksprachliche Festlegung des Deutschen in einer hinreichenden Anzahl von Textsorten mit einem einigermaßen geordneten Verhältnis zu einer „gebildeten“ nicht mehr nur regional gebundenen Form von Mündlichkeit geht allenfalls bis ins 16. Jahrhundert zurück und gewann einen dramatischen Schwung – verbunden mit erheblicherer gesellschaftlicher Breitenwirkung – eigentlich erst seit dem Ende des 17. Jahrhunderts.<sup>4</sup> Wie immer das in den einzelnen Phasen abläuft, man kann jedenfalls sehen, dass bei aller Auseinandersetzung um die Einzelheiten im 18. Jahrhundert im Prinzip eine positive Einschätzung der sprachlichen Entwicklung vorherrscht. Sie ist durchaus von Lernprozessen geprägt – nicht zuletzt, was diamediale Notwendigkeiten und Differenzierungen angeht – das kann aber den prinzipiellen Konsens nicht verdunkeln, dessen Ende sich wunderbar mit einem zu diesem Zweck gern herbeigeholten Goethe-Zitat aus dem Jahr 1817 belegen lässt:

„Wir geben gerne zu, daß jeder Deutsche seine vollkommene Ausbildung innerhalb unserer Sprache ohne irgend eine fremde Beihülfe hinreichend gewinnen könne. Dieß verdanken wir einzelnen vielseitigen Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts, welche nunmehr der ganzen Nation, besonders aber einen gewissen Mittelstand zu Gute gehn, wie ich ihn im besten Sinne des Wortes nennen möchte. Hiezu gehören die Bewohner kleiner Städte, deren Deutschland so viele wohlgelegene, wohlbestellte zählt: alle Beamten und Unterbeamten daselbst, Handelsleute, Fabricanten, vorzüglich Frauen und Töchter solcher Familien, auch Landgeistliche, in so fern sie Erzieher sind. Diese Personen sämtlich, die sich zwar in beschränkten, aber doch wohlhabigen, auch ein sittliches Behagen fördernden Verhältnissen befinden, alle können ihre Lebens- und Lehrbedürfnisse innerhalb der Muttersprache befriedigen.“ (Goethe WA 41, 1, S. 115/116)

Nebenher sei nur darauf hingewiesen, dass hier Goethe auf jeden Fall sprachsoziologischer und somit kultureller denkt als viele Sprachkritiker im Verlaufe des 19. Jahrhunderts, die ihr sprachliches Ideal gerne an der zweifellos beeindruckenden akrolektalen Höhe klassischer Dichtungssprache festmachen.

<sup>4</sup> Zu diesen Implantationsprozessen vgl. Giesecke (1992 und 1998); zu dem wesentlichen Modernisierungsschub, den das 18. Jahrhundert bringt s. Eichinger (1995).

### 3. Die Gewinnung und die Sicherung des Standards

#### 3.1 Normverschiebung

Dennoch: das neunzehnte Jahrhundert kann noch nicht so viele Vorbilder für vernünftige Variation bieten. Dominant sind zwei Bewegungen, die eher auf eine Reduktion der zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch gegebenenfalls vorhandenen Unterschiede zielen. Es ist das einerseits der Vorgang der Alphabetisierung bzw. der Einübung in zentrale Textsortengewohnheiten für große Teile der Bevölkerung und andererseits die Gewöhnung an eine nicht mehr unmittelbar regional orientierte Sprechsprachlichkeit, verstärkt noch im Gefolge der Verstärkerprozesse, die vor allem seit 1870 zu beobachten sind. Entsprechende Zielvorstellungen eines sprachlichen Verhaltens haben als symbolischer Ausweis eines zunehmend städtischen Bürgertums einen hohen sozialen Wert.<sup>5</sup> Das führt tatsächlich ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer Veränderung der dominanten Einschätzung der Richtung der sprachlichen Entwicklung. Sowohl die Bemühung weiterer sozialer Gruppen – die aus anderen Traditionen des Sprechens kamen – um die Standardsprache, wie die Entwicklung von Textsorten, die an die „modernen“ Bedürfnisse angepasst waren – prototypisch in Zeitungen repräsentiert – führen zu einer Abwehrhaltung des „eigentlichen“ Bürgertums, das um den sozialen Wert der eigenen sprachlichen Form kämpfen musste. Es ist erklärlich, dass damit die Idee des Sprachverfalls zu einer zentralen Denkfigur werden konnte. Sie beruht auf der sprachlichen Verunsicherung der zentralen Träger dieser Kommunikationsform.

Ihre scheinbar fest gefügte Vorrangstellung wird auch von einer anderen Seite her in Frage gestellt. In der literarischen Sprache gibt es ebenfalls eine deutliche Bestrebung, sich von der bildungsbürgerlichen Standardsprachlichkeit in ihrer Biederkeit abzuheben. Mag sich das im Naturalismus noch darin zeigen, dass auf die Wirklichkeit anderer Sprechwelten unmittelbar hingewiesen wird, führt es am Beginn der eigentlichen literarischen Moderne zu einer allgemeinen Wahrnehmung des Ungenügens an den bürgerlichen bildungssprachlichen Ausdrucksweisen, mit jeweils unterschiedlichen Folgen. Es ist unvermeidlich, an dieser Stelle auf Hugo von Hoffmansthal's Chandos-Brief hinzuweisen, in dem auf unglaublich bildungssprachliche und explizite Weise darüber geklagt wird, dass der Autor zu keiner sprachlichen Äußerung mehr in der Lage sei. Dieses *Décadence*-Spiel ist vielleicht aber auch nur der Nebenschauplatz der Begründung der literarischen Moderne. Ihr Hauptstrang setzt dezidiert auf Unbürgerlichkeit. Das zeigt sich zuerst in den Schreibtypen des Expressionismus, findet dann aber auch andere Wege. Für die dem alltäglichen Gebrauch nahe Sprache ist hier auf die Intentionen und auch die

<sup>5</sup> Von der sozialen Geltung bildungsbürgerlicher Normvorstellungen und ihrer sozialen Entwertung in ihrer Verbreitung geben die einschlägigen Arbeiten von Angelika Linke Zeugnis (vgl. v.a. Linke (1996)).

Sprache der neuen Sachlichkeit zu verweisen. Sie entspricht einer generellen Gestimmtheit der städtisch geprägten Kultur in der zweiten Hälfte der Weimarer Republik. Dort finden sich auch Überlegungen zur Bedeutung des damals neuen Mediums Rundfunk. Das Alles hat aber insgesamt zur Folge, dass sich die literarische Sprache im Wesentlichen aus dem Bereich alltagssprachlicher Standardsprachlichkeit verabschiedet.

### 3.2 Normvorbilder

Als Vorbilder eines standardsprachlichen Schreibens und Sprechens werden allmählich die Sprachen der jeweiligen Leitmedien angesehen und akzeptiert. Das ist zunächst die Sprache, wie sie sich in den Zeitungen findet, später ist es das, was der Rundfunk und das Fernsehen an sprachlichen Formen mit sich bringen. Die von der Funktionalstilistik in die Diskussion gebrachte Kategorie der Pressesprache erscheint zwar von der Kommunikationssituation und vom Verhältnis des Produzenten und des Rezipienten der in diesem Medium vorfindlichen Texte her als einheitlich und umgreift auch eine wesentliche Schicht unserer gesellschaftlichen Interaktion.<sup>6</sup> Ihr entspricht aber auf der anderen Seite eine so breite Menge von Dingen und Weltausschnitten, von denen die Rede ist, und eine solche Vielfalt von Textsorten, mittels derer das geschieht, dass sie für daraus abzuleitende sprachliche Folgerungen eine äußerste diffuse Folie darstellt. Dennoch liefert diese mediale Spiegelung und Konstruktion von Weltausschnitten und Redeweisen Muster dafür, wie man sprachlich in der Öffentlichkeit mit den verschiedensten in Rede stehenden Sachverhalten und den unterschiedlichsten Situationen angemessen umzugehen habe.

## 4. Normen ja – aber wem seine?

### 4.1 Normenkritik

Wie kann man hier sinnvoller Weise nach einem der Norm angemessenen, ja möglicherweise sogar noch nach einem guten Sprachgebrauch fragen? Dabei ist die zweite Anforderung eine, die vom professionellen Ego des Linguisten zumeist als nicht einschlägig zurückgewiesen wird. Wir wollen darüber nicht länger räsonieren. Um die Abstinenz der Linguistik zu relativieren sei aber nicht nur – mit dem dafür klassischen Argument – darauf hingewiesen, dass jede Deskription auch eine präskriptiven Kern enthält, sondern auf jenen auffälligen Punkt, dass es doch einen bemerkenswerten Wandel in dem gibt, was die Sprachwissenschaft wahrnimmt und was nicht. Und das betrifft nicht nur vielleicht schwer wahrzunehmende und marginale, sondern durchaus zentrale und eigentlich leicht zu beobachtende Dinge. So wird zum Beispiel in bestimmten grammatischen Richtungen erst neuerdings – unter dem Stichwort

<sup>6</sup> Zu den funktionalstilistischen Grundannahmen s. Löffler (1995, S.120–123).

„Scrambling“ – systematisch wahrgenommen, dass in Sprachen wie dem Deutschen bemerkenswerte Möglichkeiten bestehen, mittels Betonungs- und Reihenfolgeregelungen Sätze über die grammatischen Minimalanforderungen hinaus an Textabfolge und Aussageintention anzupassen.

Es ist nicht so, als ließen die angedeuteten Veränderungen die Linguistik und ihr Tun völlig unberührt. Das kann man an zwei Entwicklungen sehen, die man in den letzten Jahren beobachten kann. Zum einen wird in linguistischen Arbeiten erkennbar mehr Wert darauf gelegt, die empirische Breite der untersuchten und dargestellten Phänomene zu erfassen, zum anderen wird den Eigengesetzlichkeiten von Mündlichkeit und Schriftlichkeit und ihrer diamedialen Einbettung in höherem Ausmaß Rechnung getragen.

## 4.2 Die empirische Basis

Fragen der empirischen Basis sind wichtiger geworden. Das sieht man an den Verfahren, die bei der Untersuchung sprachlicher Phänomene als gängig gelten können: als dominant konnte in der Systemlinguistik der letzten Jahrzehnte ein Verfahren gelten, bei dem anhand einer exemplarischen Übersicht über das gewählte Problem eine Regelformulierung gesucht wird, die dann über gezielte Variation in einem ausgewählten und zu diesem Zwecke häufig selbst modifizierten Beispielinventar überprüft wird. Vor allem im Rahmen der Möglichkeiten, die sich der Korpuslinguistik angesichts wachsender Datenbankmengen bieten, nehmen nun Untersuchungen zu, die von einem ungefähr formulierten Interesse ausgehen, dann möglichst große Mengen an einschlägigem Material zusammensuchen und aus dessen Analyse ihre Ergebnisse gewinnen. Mischformen sind logischerweise denkbar. Durch die Ausweitung der Materialbasis sind allerdings die Fragen der normativen Bewertung dessen, was in solchen Beschreibungen auftaucht, eigentlich noch gar nicht in den Blickwinkel der Untersuchung geraten. Die Häufigkeit oder Seltenheit einer Konstruktion oder auch eines Wortgebrauchs mögen zwar einen Hinweis auf ihre Geltung geben, allein sagen diese Mengen-Daten noch nichts. Zwar verändert sich das sprachliche Normempfinden in den Üblichkeiten der Interaktion, aber die Gewichtung der verschiedenen Arten von Interaktion ist uns damit noch nicht abgenommen. Das Problem ist aber auch damit noch nicht gelöst, wenn man nur die Textsorten betrachtet, die man traditionell für standardkonform hält. Damit wird man der Dynamik der Norm und den Veränderungen ihrer Bezugsbasis nicht gerecht. Das heißt, es ist weder sinnvoll, einfach alle Phänomene im Prinzip als gleich relevant für die Normfragen anzusehen, noch eine veränderte Interaktionswelt am Muster einer einmal festgesetzten Norm zu betrachten. Eigentlich passt dieser Schluss zu manchen Überlegungen, die zum Sprachwandel angestellt worden sind: sprachliche Präferenzen und ihre Durchsetzung sind Elemente der Interaktion auf einem sozialen Marktplatz, auf dem die Geltung sozialer Stile ausgehandelt wird.

Die Verwendungsbedingungen für das Deutsche in der heutigen gesellschaftlichen Situation legen es nahe, dass sich im Übergang von der Standardsprachlichkeit zur Alltagssprachlichkeit Normkonkurrenzen ergeben. Neue Normansprüche können zunächst einigermaßen unauffällig erhoben werden, da sich die standardsprachliche Norm eher im Bewusstsein der sie tragenden gesellschaftlichen Gruppen spiegelt als in einer in allen Einheiten ausformulierten festgeschriebenen Norm. Dieser Tatbestand lebt logischerweise davon, dass über viele zentrale Punkte ohnehin Einigkeit herrscht.

#### 4.3 Mediale Differenzen

Kompliziert wird die Sache auf der anderen oben angesprochenen Ebene – der stärkeren Wahrnehmung von Medialität – dadurch, dass sich hier zwei Fragen noch stärker überlagern als das bei der auch viel besser dokumentierten Schriftlichkeit der Fall ist. Es ist bei der gesprochenen Sprache weitaus weniger klar, wo die Grenzen einer Standardnorm liegen, und damit zusammenhängend, was die Textsorten und Situationen sind, die als standardfordernde anzusehen sind. Man kann natürlich die gesprochene Norm grundsätzlich vom alltäglich in offiziellen Kontexten gesprochenen Deutsch trennen, indem man einfach eine gemäß der Standardlautung ausgesprochene Form der geschriebenen Standardsprache als diese Standardnorm ansetzt, wie das in den einschlägigen Beschreibungen zumeist noch geschieht: Variation („gemäßigte Hochlautung“) betrifft dann weitestgehend nur bestimmte Elemente der lautlichen Ebene.<sup>7</sup> Das ist, wenn man ein Konzept von gesprochener Sprache ernst nimmt, ein normatives Konzept, das nicht nur der möglichen Dynamik, die zu Veränderungen der Norm führt, nicht Rechnung trägt, sondern eigentlich viel zentraler der Tatsache, dass sich in unseren alltagssprachlichen Verhältnissen zweifellos Normen spezifisch sprechsprachlichen Handelns herausgebildet haben. Wenn man nicht in der Lage ist, das beschreibend in den Griff zu bekommen, ist nicht einmal mehr klar, was es heißen solle, es handle sich eben um eine Idealnorm. Die Idealnorm für gesprochene Sprache muss unter diesen Verhältnissen dezidiert Sprechsprachliches enthalten.<sup>8</sup> Das bedeutet logischerweise auf der anderen Seite nicht, dass es keine Grenzen für den gesprochenen Standard gibt. Es ist vielmehr so, dass die gesprochene Seite des sprachlichen Spektrums im Rahmen der gesamten Verwendung des Deutschen durch die medialen Verhältnisse in den letzten vierzig Jahren an Bedeutung gewonnen hat. Das IDS war daher zu Recht schon früh an dieser Seite unseres sprachlichen Alltags interessiert und trägt seiner gewachsenen Bedeutung Rechnung. Dass zum Profil einer alltags-

<sup>7</sup> So etwas wird zum Beispiel beschrieben in der Arbeit von Takahashi (1996) – wie schon der Titel zeigt.

<sup>8</sup> Und damit zum Beispiel Befunde wie die von König (1999) erhobenen Ausspracherealtäten berücksichtigen.



prachlich fundierten Standardsprachlichkeit eine eigenständigere gesprochene Seite gehört, bedeutet aber nicht – und dieser Schluss ist gelegentlich gezogen worden – dass es die alltäglichen sprechsprachlichen Entwicklungen sind, an denen sich die weitere Sprachentwicklung allein ausrichten würde. Man kann mit mindestens genauso viel Recht sagen, durch die medialen Entwicklungen, aber auch durch die Veränderungen in der regionalen und gleichzeitig der sozialen Struktur der Bevölkerung in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts, habe die Bedeutung einer überregionalen und das heißt gleichzeitig, von Schriftlichkeit dominierten Interaktion zugenommen. Damit ist tatsächlich die Kluft, die zwischen der traditionellen „vorstandssprachlichen“ Mündlichkeit und der „traditionslosen“ Schriftlichkeit bestand, geschlossen.<sup>9</sup> Diese Rückkoppelung bedeutet, dass weite gesellschaftliche Kreise in eine am Standard orientierte Interaktion einbezogen sind. Es sind das zumindest alle die Gruppen, die sich der gesellschaftlichen Mittelschicht zurechnen, und das sind, wenn man die einschlägigen Statistiken betrachtet, in der Bundesrepublik Deutschland zumindest zwei Drittel der Bevölkerung, wenn man Untersuchungen herabzieht, die wie die Sinus-Studie stärker noch die Wünsche der gesellschaftlichen Positionierung berücksichtigen, steigt die Quote an die 80 Prozent.

#### 4.4 Soziale Bewertung

Das heißt einerseits, dass intendierter Standard und die ihm benachbarten sprachlichen Ausdrucksweisen die zentrale Rolle in der halböffentlichen und öffentlichen gesellschaftlichen Interaktion spielen, es heißt auf der anderen Seite aber auch, dass die innerhalb dieser großen Einheit Mittelschicht angelegten Präferenzen sozialer Symbolisierung nun auch in der Beurteilung der normativen Angemessenheit eine bedeutsame Rolle spielen. Es ist offenkundig, dass das von den traditionell die Normen bestimmenden Gruppen von Sprechern und Schreibern als verstörend, ja möglicherweise als Verfall empfunden werden muss, und bei den Institutionen, die der Festschreibung der Standardnormen verpflichtet sind, Irritationen auslöst. Die traditionelle Standardsprachlichkeit, die auf einer bildungsbürgerlichen Praxis aufbaut, fasst den gesprochenen Standard bewusst eng, er ist daher nur Wenigen zugänglich, aber auch nur in wenigen Situationen erforderlich. Auch die Angehörigen der normsetzenden Gruppe verwenden selbst ein weites Spektrum anderer Ausdrucksmöglichkeiten, die nicht immer als sozial freundlicher beschrieben werden können als die entsprechenden Sprachgebräuche anderer gesellschaftlicher Gruppen. Nicht umsonst wird von der neueren Kultursociologie als zentrales Merkmal der gesellschaftlichen Gruppen, die das Erbe der bildungsbürgerlichen Tradition angetreten haben, das der Distanz be-

<sup>9</sup> Entsprechend geringfügig sind eigentlich Reflexe traditioneller regionaler Differenzen, vgl. Götz (1995).

trachtet.<sup>10</sup> Mit der weiteren Konservierung einer Normvorstellung dieses Typs wird der Übergang von einer standardschaffenden zu einer standard-variiierenden Phase ignoriert. Man kann das natürlich tun, was man dann fest-schreibt, gibt dem Wort Norm dann allerdings einen anderen Sinn, als den hier intendierten. Die Beschreibung der Norm standardsprachlichen Verhaltens soll als der Maßstab für das angemessene sprachliche Interagieren in öffentlichen Kontexten angesehen werden können. Die Erweiterung der Öffentlichkeit und die Beteiligung weiterer Gruppen führt zu einer Dynamik der sprachlichen Entwicklung, die in diesem Kontext berücksichtigt werden muss. Das heißt nicht und kann nicht heißen, dass der Grad an Variation praktisch unbegrenzt wäre bzw. dass von der jeweils eigenen Gruppe entschieden werden könnte, was als standardsprachlich zu gelten hätte. Es ist logischerweise nach wie vor nicht so, dass die verschiedenen Arten, sich mit einem gewissen Öffentlichkeitsanspruch zu äußern, die gleiche gesellschaftliche Relevanz u. d. h. auf dem Markt der Normen die gleichen Chancen hätten. Daher war und ist es auch naiv, anzunehmen, Eigenheiten oder Neuerungen der gesprochenen Sprache seien systematisch die Vorreiter der kommenden Normentwicklung. Dieser Eindruck muss notwendigerweise in einer Phase entstehen, in der standardgemäßes Sprechen über bestimmte eng begrenzte Bevölkerungsgruppen und eine hohe Nähe zu schriftsprachlich konzipierten Texten hinausgeht. Das hebt aber die Unterschiede zwischen den Medien nicht grundsätzlich auf, ebenso wenig wie die steuernde – und im Hinblick auf reine Oralität bremsende – Funktion einer existierenden schriftsprachlichen Norm.

## 5. Normierungsebenen

### 5.1 Linguistische Ebenen und soziale Stile

Es kommt dann immer noch darauf an, auf welcher Ebene man von Normen spricht. Variation auf der phonetischen/orthografischen, der morphologischen, der syntaktischen und lexikalischen Ebene ist eigentlich nur der für den Linguisten professionell handhabbare Reflex für gruppen- und situationsabhängig als angemessen angesehene Ausfüllungen von Textsortenmustern.

In ihnen prägen sich die gesellschaftlichen Stile aus. Ihnen sind andere Merkmale mehr oder minder deutlich zuzuordnen. Zudem gibt es immer herrschende gesellschaftliche Stile: man kann ganz deutlich sehen, dass hier neben die nach wie vor bestimmenden Stile einer weitergeführten bildungsbürgerlichen Tradition Stilmerkmale treten, die einerseits aus Milieus – gebildeter und wohlhabender Sprecherinnen und Sprecher mittleren Alters – stammen,

---

<sup>10</sup> Vgl. Schulze (1993/1996, S. 284).

die Elemente einer stärker an Fachlichkeit und jugendlicher Lockerheit orientierten Sprachpraxis mit in die akzeptierte Öffentlichkeit gebracht haben.<sup>11</sup>

Andererseits muss die angemessene sprachliche Praxis auch stärker mit der zentralen Mittelschicht ausgehandelt werden, die in mancher Hinsicht gemilderte Formen dieser Tradition bzw. Neuerung repräsentiert. An dieser Stelle liegt vermutlich eigentlich das Hauptproblem für die vernünftige Abgrenzung von Standard und Substandard. Die Standardnorm umfasst zweifellos nur einen Teil der in diesen Gruppen zu beobachtenden Variation – was in Anbetracht der Größe dieser Sprechergruppe am schwerwiegendsten bei den zentralen Milieus der Mittelschicht ist. Gerade in dieser gesellschaftlichen Gruppe versammeln sich symbolische Interaktionsweisen von einer unauffälligen Normalität, die eben so weit von den um Distanz bemühten Interaktionsweisen der alten Bildungseliten entfernt sind wie von den Präsentationsweisen experimenteller antibürgerlicher Milieus. Mit der Orientierung an den zentralen Bereichen einer oberen Mittelschicht werden damit exklusive Ansprüche von verschiedenen Seiten zurückgedrängt.

Auf die prägenden Sprachhandels- und Textsortenmuster bezogen bedeutet das: das Deutsche erreicht mit einiger Verspätung die Einschätzungsmuster, wie sie etwa englischsprachige Standardsprachlichkeit schon länger prägen. Die Stellung der auf Distanz bedachten – vom alltäglichen sprachlichen Leben außerordentlich deutlich distanzierenden – Sprach- und Ausdrucksweise, die als generelle Norm angesetzt wird, wird als auf bestimmte Milieus beschränkter Archetyp sprachlichen Verhaltens erkannt und damit relativiert (in dieser Hinsicht nunmehr vergleichbar der RP des Englischen). Das ist eine Folge davon, dass das, was soziologisch als Umschichtung und Zuordnung zu den Mittelschichtmilieus beschrieben wird, auch sprachliche Korrelate hat. Auch die sprachliche Entwicklung begleitet den Weg zu einer Bürgergesellschaft, die im Sinne kommunitaristischen Denkens die eigene Vergangenheit nicht vergisst, aber insgesamt einen ausgeglichenen Stil von Normalität anstrebt. Die Voraussetzung dafür, dass eine solche Wandlung greifen und weit gehende gesellschaftliche Akzeptanz gewinnen kann, ist genau die Entwicklung zu einer gleich nahe am Schreiben wie am Sprechen stehenden Form der Sprache der Öffentlichkeit. Es ist unvermeidlich, dass damit der gesprochene Alltag mit seinen leicht diffundierenden Weisen angemessenen Handelns den Anspruch auf normative Geltung erreicht.

<sup>11</sup> Die hier gewählten Sprechweisen orientieren sich an den Milieubeschreibungen, wie sie die Kulturosoziologie im Gefolge von Schulze (1993/96) hervorgebracht hat und wie sie sich z. B. auch im analytischen Inventar der Sinus-Studien spiegeln (vgl. Eichinger (1997)).

## 5.2 Der Wandel von Textsortenerwartungen

### 5.2.1 Fachliche Schriftlichkeit

Zudem bleibt dieser Schritt nicht ohne Rückwirkung auf die anzunehmenden Ideale der Schriftlichkeit. Wird er getan, müssen auf jeden Fall die Elemente des Deutschen in Probleme geraten, die sich vor allem im Verlaufe des 19. Jahrhunderts als Reflex auf reine Anforderungen von Schriftlichkeit herausgebildet hatten. Gemeint sind damit zum Beispiel die typischen Strategien der Verteilung aggregativer und integrativer Elemente in Texten, also Grad, Art und Verteilung von sprachlicher Komplexität auf die sprachlichen Äußerungseinheiten. Der zuweilen dramatische Ausbau von Phrasen mit einem substantivischen nominalen Kopf und die Reduktion der Verbalsemantik ist eine typische Folge der Konzentration der Normen auf Gesetzmäßigkeiten der Schriftlichkeit. Daher ist es eben so verblüffend wie eigentlich irreführend, dass diese Erscheinung gemeinsam mit anderen Prozessen, die nicht nur damit gar nichts zu tun haben, sondern geradezu gegenläufig dazu sind, häufig unter der Überschrift „Verkürzung der durchschnittlichen Satzlänge“ zusammengefasst werden. Das Phänomen „Satzverkürzung“ reflektiert in diesem Fall ja im Wesentlichen die Strategie der Vermeidung von Nebensätzen. Als Paradebeispiel dafür können Texte der klassischen geisteswissenschaftlichen Moderne gelten. Sie pflegen einen Stil der Wissenschaftlichkeit, der ganz deutlich diesem Muster folgt. Ein fast beliebig gewähltes Beispiel dafür stellt der folgende philosophische Text aus dem Jahr 1990 dar (untypisch ist vielleicht nur, dass als Reminiszenz an den Vortragscharakter dieses Textes in der ersten Person Singular gesprochen wird, wenn explizit Textuntergliederungsarbeit betrieben wird):

- (1) Ich wähle im folgenden unter dem allgemeinen Gesichtspunkt der Interpretation der Natur im Rahmen menschlichen Selbstverständnisses zwei Beispiele aus der Aufklärungszeit aus und versuche, ihre gemeinhin nicht vermutete Anknüpfung oder nicht vermutete Art der Anknüpfung an Lehrstücke der Antike und des Mittelalters aufzuweisen: nämlich Rousseaus Konzept des Naturgesetzes im 2. „Discours“ und Kants Argument gegen einen naturalistischen Selbsthaß der Vernunft zu Beginn seiner Grundlegung der Metaphysik der Sitten, beides bezogen auf die stoische Oikeiosislehre und ihre Verarbeitung durch Thomas von Aquin. [...] Mit meinen Bemerkungen zur Geschichte des Lehrstücks von den *inclinationes naturales* im Rahmen der praktischen Philosophie möchte ich weder eine Leugnung noch eine Bestätigung bestimmter zur Zeit im Schwange befindlicher Reden von Zäsuren, Epochenschwellen oder Paradigmenwechseln im Naturverständnis von Naturphilosophie bzw. Naturwissenschaft(en) zwischen Antike, Mittelalter und Neuzeit zum Ausdruck bringen.

(Forschner 1990, S. 95)

Schon im ersten Satz wird erkennbar, wie hier syntaktische Einfachheit durch Komplexität der nominalen Verbindungen erkaufte wird. Die syntaktische Grundstruktur des gesamten Textes ist einfach, er zeigt eine relativ einfache und ungestörte Thema-Rhema-Struktur:

- (1a) Ich wähle zwei Beispiele aus und versuche ihre Anknüpfung an [...] zu beweisen. Mit meinen Bemerkungen möchte ich weder eine Leugnung noch eine Bestätigung von [...] zum Ausdruck bringen.

Die auf dieser Ebene ausgedrückten verbalen Sachverhalte bleiben recht formal: im ersten Satz wird eine Gliederung erläutert, im zweiten eine Absicht geäußert. Was eigentlich passiert und worauf sich diese Handlungen und Vorgänge beziehen, taucht in der impliziteren Beziehungswelt attributiver und appositioneller Fügungen unter. Dazu dient auch die Nominalisierung der eigentlich inhaltlich gemeinten Prädikate: woran angeknüpft wird, und was geleugnet und bestätigt werden soll, erfahren wir auf der Ebene genitivischer und präpositionaler Attribute. Besonders auffällig ist das vor allem an der Stelle, wo zu diesem Zweck die prädikative Fügung *eine Leugnung zum Ausdruck bringen* gewählt wird. Von welcher Art die gewählten Beispiele sind, erhellt sich erst in dem appositionsähnlichen Nachtrag, der durch die weitere Apposition, die sich auf beide Bezugswörter gleichzeitig bezieht (*beides bezogen auf...*) nochmals komplexer wird.

Die darüber hinaus gehende Kondensierung in den Nominalphrasen schlägt sich besonders deutlich im zweiten Satz nieder. Eine bis zu fünf Stufen tiefe Einbettung nominaler attributiver Strukturen rechts vom Nomen verbindet sich mit Koordinationen auf den verschiedenen Attributebenen sowie mit Linkserweiterungen mit eher textuell oder situativ einbindender Funktion.

- (1b) Bemerkungen zur Geschichte (1) des Lehrstücks (2) von den *inclinationes naturales* (3) im Rahmen<sup>12</sup> (4) der praktischen Philosophie (4a)  
 (1c) Bestätigung bestimmter (a) zur Zeit im Schwange befindlicher (b) Reden (1) von Zäsuren, Epochenschwellen oder Paradigmenwechseln (2) im Naturverständnis (3) von Naturphilosophie bzw. Naturwissenschaft(en) (4) zwischen Antike, Mittelalter und Neuzeit (5)<sup>13</sup>

### 5.2.2 ... und ihre Variation

In dem Fall, der derzeit wohl interessanter ist, geht die Verkürzung der Äußerungseinheiten einher mit einer „Ausdünnung“ der nominalen Komplexe, kompensiert durch eine gewisse Zunahme unselbständiger sententialer Einheiten, wozu außer Nebensätzen auch Parenthesen und ähnliche Formen von

<sup>12</sup> *Im Rahmen* kann hier als eine desubstantivische Präposition verstanden werden, und wird daher für die attributive Tiefe nur „halb“ gezählt.

<sup>13</sup> Zudem werden hier die Strukturen durch die koordinativen Entfaltungen auf allen Stufen (bis hin zur optionalen Pluralklammerung) weiter kompliziert.

„Einschüben“ gehören, die prinzipiell stärker Strategien mündlicher Planung entsprechen. Auf diese Art und Weise ergibt sich offenbar eine ähnliche Zahl von Wörtern pro Satz. Diese numerische Ähnlichkeit kommt auf verschiedene Weise zu Stande. Das kann man beim Vergleich entsprechender Texte eindeutig sehen – wobei es mir beim „modernerem“ Typ von Texten manchmal schwer fiel, zu sagen, was ich genau zählen sollte.

Dabei spiegelt der erst der beiden im folgenden noch herangezogenen soziologischen Texte eher die Fortentwicklung der für die letzten beiden Jahrhunderte als typisch anzusehenden Kodierungsstrategien, der zweite eher die Auflockerung dieses Typs aus dem Mündlichen heraus. Die Satzlängen, die sich dabei ergeben, sind so unterschiedlich nicht, und wenn auch nicht strittig ist, dass es sich in beiden Fällen um standardsprachliche Texte handelt, ist offenkundig, dass sie sprachlich einen ganz unterschiedlichen Eindruck erwecken, also unseren Erwartungen an eine angemessene Textform – in diesem Fall sozialwissenschaftlicher Abhandlungen – in unterschiedlicher Weise zu entsprechen suchen.

- (2) Unter den Bedingungen einfacher Verwissenschaftlichung folgt die Suche nach Erklärungen dem Interesse an der Beherrschung der Natur. Die vorgefundenen Verhältnisse werden veränderbar, gestaltbar und damit technologisch nutzbar gedacht. Dies schlägt unter Bedingungen reflexiver Verwissenschaftlichung um. Wo selbstproduzierte Risiken ins Zentrum der wissenschaftlichen Arbeit treten, wird auch der Nachweis ihrer unvermeidlichen Hinnahme zu einer Zentralaufgabe wissenschaftlicher Erklärungssuche. In der durchgesetzten technischen Gesellschaft, also dort, wo (nahezu oder prinzipiell) alles »machbar« wird, verändern sich die Interessen im Umgang mit Wissenschaft und werden grundsätzlich doppeldeutig: Neu hervor tritt das Interesse an Erklärungen, die die Nichtveränderbarkeit von Verhältnissen prinzipieller Machbarkeit verbürgen. Fällt unter Bedingungen einfacher Verwissenschaftlichung das Interesse an Erklärung mit dem an technischer Nutzung zusammen, so beginnt sich dies unter Bedingungen reflexiver Verwissenschaftlichung aufzuspalten und zentral werden wissenschaftliche Deutungen, in denen Erklärung Weg-erklärung der Risiken bedeutet.

(Beck 1986, S. 280)

Der unter (2) vorliegende Text folgt im Prinzip fast noch klarer als Text (1) den Grundannahmen für fachliche Prosa, was die Verteilung auf nominale und verbale Information, auf Techniken der Agensabgewandtheit usw. betrifft. Dennoch verdankt der Text die Kürze seiner Sätze nicht dieser Grundstruktur allein, sondern ihrer Domestizierung. Trotz eindeutiger „Verbvermeidung“ – sie schlägt sich in einem sehr hohen Anteil deverbaler Substantive (s. (2a)), deverbaler (s. (2b)) und klassifikatorischer (s. (2c)) Adjektive nieder – sind die nominalen Stufungen um Klassen flacher gehalten. An zwei Stellen gibt es zweifach gestufte nominale Attribute (*Interesse an der Beherrschung*

*der Natur, Nichtveränderbarkeit von Verhältnissen prinzipieller Machbarkeit*), sonst nur je ein Attribut. Zudem werden die definitorisch harten Partien – erkennbar auch an den komplexen Prädikaten (*veränderbar gedacht werden*), wo durch Wortbildung (-bar) und Syntax zwei Passive aneinander gefügt werden – verknüpft durch Formulierungen, bei denen aggregative Strukturen dominieren, ja die Struktur der Sätze im Sinne eines „sinnvollen“ Nacheinanders der Information gebrochen wird. Das führt – nicht überraschend – zu einem vergleichsweise langen Satz, der aber den Kern der Überlegungen allgemeinverständlich ausspricht (*In der durchgesetzten ... verbürgen*).

(2a) deverbale Substantive

Bedingungen, Verwissenschaftlichung, Suche, Erklärungen, Beherrschung, Verhältnisse, Bedingungen, Verwissenschaftlichung, Nachweis, Hinnahme, Zentralaufgabe, Erklärungssuche, Umgang, Erklärungen, Nichtveränderbarkeit, Verhältnissen, Machbarkeit, Bedingungen, Verwissenschaftlichung, Erklärung, Nutzung, Bedingungen, Verwissenschaftlichung, Deutungen, Erklärung, Wegerklärung

(2b) deverbale Adjektive

vorgefundenen, veränderbar, gestaltbar, nutzbar, selbstproduzierte, unvermeidlichen, durchgesetzten, machbar

(2c) desubstantivische Bereichsadjektive

technologisch, wissenschaftlichen, wissenschaftlicher, technischen, technischer, wissenschaftliche

(2d) Strukturelle Verben

folgt, werden veränderbar gedacht, schlägt um, wird zu, wird, verändern sich, werden, hervortreten, verbürgen, zusammenfallen, aufspalten, werden, bedeutet.

In dem letzten gewählten Text (3), der ein Jahrzehnt später erschienen ist, ist in der Hinsicht geradezu seitenverkehrt konstruiert. Er beginnt auffällig verbal (*zusteht, regelt* + personifiziertes agentisches *Staatsbürgerschaftsrecht* als Subjekt) und schreiberbewusst (*bekanntlich*); wenn in der zweiten Hälfte des Satzes fachlichere Formulierungen anstehen (*Abstammung* usw.), brechen auf „sprechsprachlich“ getrimmte Einschübe (die adverbiale Bestimmung *anders als in anderen Ländern* könnte auch unparenthetisch gebraucht werden) den schrift- und fachsprachlichen Duktus auf. Diese Nutzung differierender struktureller Medialität zeigt sich auch an einem anderen auffälligen Merkmal dieses Textes. Der drittletzte und letzte Satz beginnen jeweils mit relativ kurzen allgemeinsprachlich formulierten Sätzen, die erst im Nachhinein (im ersten Fall allerdings *sei*) als wiedergegebene Äußerungen in solch einem Text „gerechtfertigt“ werden. Dazwischen steht ein vergleichsweise fachlich formulierter Satz.

(3) Wem welche Staatsbürgerschaft zusteht, regelt bekanntlich das jeweilige Staatsbürgerrecht, und dieses setzt in Deutschland – anders als in anderen Ländern – bisher primär auf Abstammung (»ius sanguinis«, wörtlich

das »Recht des Blutes«) und nicht auf Wohn- und Geburtsort und tatsächliche Lebensumstände. Im Zeitalter der großen Wanderungsbewegungen, der durch Massenmedien und Massenverkehr geschaffenen kurzen Wege, der sich dabei herausbildenden »transnationalen sozialen Räume« (Pries 1996) kann eine solche Regelung freilich die Lebenswirklichkeit nicht mehr erfassen. Sie ist vielmehr geradezu prädestiniert, Paradoxien zu schaffen: Die neue Miß Germany sei Türkin, konnten wir z. B. vor einiger Zeit lesen. Der Anachronismus der geltenden Regelungen wird besonders deutlich am Beispiel der Kinder ausländischer Arbeitnehmer. Heute sind knapp zwei Drittel aller Migrantenkinder unter 18 Jahren in Deutschland geboren, stellt die Beauftragte der Bundesregierung für Ausländerfragen in ihrem Bericht fest.  
(Beck-Gernsheim 1999)

### 5.2.3 Vergleich

Die drei kurzen Texte, die wir uns angesehen haben, sind zweifellos standard-sprachlich formuliert; an ihrer grammatischen Korrektheit in diesem Sinn kann kaum ein Zweifel bestehen. Dennoch repräsentieren sie zweifellos unterschiedliche und normativ unterschiedlich bewertete Optionen standard-sprachlicher Ausdrucksweise. Dabei ist auf jeden Fall erkennbar, dass auch in einer Textsorte und Kommunikationssituation, die ganz strikt auf Schriftlichkeit festgelegt ist, nun eine Variation aufscheint, die als der bewusste Reflex einer wissenschaftssprachlichen Milieuwahl erscheint. Der erste Text folgt ganz dezidiert einem mit der Entwicklung der deutschen Standardsprache parallel entwickelten normativen Ideal. Es erscheint in Anbetracht der erreichten nominalen Komplexität paradox, dass diese Art von Ausdrucksweise letztlich die Folge einer Reaktion auf die syntaktischen Exzesse des 17.- und auch noch 18. jahrhundertlichen Kanzleistils entsprach. Erkennbar ist, dass ungeachtet der Standardsprachlichkeit all der Texte sie im Einzelnen deutliche Präferenzen in der Verwendung der gewählten syntaktischen und Wortbildungsmittel zeigen.

Der erste Text repräsentiert das Paradebeispiel eines Gegenstücks zu der alten Taktik, schriftsprachliche Komplexität zu erzeugen, die in einem durch wenig Einschränkungen gehemmten Periodenbau lag. Die für geschriebene fachliche Texte notwendige Dichte der Information wird konsequenterweise praktisch ausschließlich nominalen Elementen anvertraut.<sup>14</sup>

Der zweite Text führt in gewisser Weise und in gewissem Umfang die fachlichen Enkodierungsstrategien klassisch-moderner Schriftlichkeit noch kon-

<sup>14</sup> Vgl. schon von der Gabelentz' Karikatur dieses Stils, den er nicht zuletzt Hegel zuschreibt: „Der die das dem Fiscus allein zustehende Recht auf Silberbergbau betreffenden Einzelfragen bearbeitenden Commission steht es zu [usw.]“ (v. d. Gabelentz 1901, S. 456).



sequenter durch: das zeigt die Dominanz deverbaler Nomina und – Adjektive (v.a. auch solcher mit passivischer Struktur), ergänzt durch klassifizierende desubstantivische adjektivische Benennungen. Es dominieren deutlich die lediglich strukturellen Verben: nur in den erläuternden Übergangssätzen liest sich das anders. Dennoch wird durch einen Verzicht auf übertriebene syntaktische Einbettung, durch den Einschub erläuternder Passagen und eine weniger schematische Thema-Rhema-Abfolge ein eigentlich noch klassischer Fachtext geschrieben, der aber zugunsten des Lesers die Komplexitätsdichte zurücknimmt.

Der letzte Text bindet traditionell fachsprachlich formulierte Inseln in Darstellungsweisen ein, die eher von Taktiken struktureller Mündlichkeit und im inhaltlichen von Erwartungsbrüchen gekennzeichnet ist, wie wir sei eher von journalistischen Textsorten gewöhnt sind. Standardsprachlich sind wohl alle drei Texte, sie tragen aber durchaus den symbolischen Charakter der Zugehörigkeit zu bestimmten wissenschaftlichen Milieus an sich.

Das heißt aber auch, dass Überlegungen zu Standardsprache und Standardsprachlichkeit dann zu kurz ansetzen, wenn es um die Beobachtung der einen oder anderen Einzelheit auf den verschiedenen linguistischen Beschreibungsebenen geht, sondern dass der Norm entsprechendes standardsprachliches Handeln in der Beherrschung verschiedener Textroutinen besteht. Ihre unterschiedliche Ausfüllung bedingt eine Variation in der Auswahl der präferiert gewählten Mittel.

Man sieht, dass wir offenkundig unter der in modernen Milieus wachsenden Orientierung an Verständlichkeit – das wäre ja die den gebildeten Mittelschichtsmilieus entsprechende freundliche Enkodierungsstrategie – seit einer gewissen Zeit mit einer erneuten Reparatur der komplexen Schriftlichkeit aus dem Geiste der Mündlichkeit zu rechnen haben. Wie man im Vergleich der gewählten Texte, und vor allem im Hinblick auf den letzten sehen kann, ist die Frage durchaus diskutabel, bis wohin wir einen mit solchen Signalen und den entsprechenden sprachlichen Mitteln gestalteten Text noch als adäquaten Repräsentanten fachlicher Schriftlichkeit ansehen.

## 6. Normenüberlagerung

An diesen Beispielen zeigt sich besonders deutlich, warum es schwierig ist, standardsprachlichen Normen zu folgen. Es ist deshalb schwierig, weil die Anforderungen, die an ein dem Standard entsprechendes Handeln gestellt werden, eigentlich drei verschiedenen Ebenen zugeordnet werden können, die in der Praxis wie in der Beurteilung sprachlicher Äußerungen als eine Einheit genommen werden. Zum einen meint Standardsprachlichkeit, dass man den Festschreibungen auf den verschiedenen Ebenen der sprachlich-formalen Beschreibung von Aussprache bis Flexion, folgt, in diesem Sinn keine Fehler macht. Auf einer zweiten Ebene geht es dann allerdings schon darum, dass die Auswahl aus den Optionen, die sich hier im Prinzip bieten diamedial, aus-

sageintentional und textsortenspezifisch variieren. Und zum dritten ist offenkundig, dass mit der Präntention auf standardsprachliches Verhalten ein sozialsymbolischer Anspruch verbunden ist, der ebenfalls die Beurteilung bestimmter Äußerungsformen steuert. Insbesondere die letzten beiden Stufen sind in den letzten Jahrzehnten in Bewegung geraten: standardsprachliche Mündlichkeit hat an Natürlichkeit gewonnen, standardsprachliches Auftreten kennt nicht mehr nur eine unbestritten akzeptable Form. Diese Veränderungen haben dann zur Folge, dass vor allem auch die Bereiche der sprachlichen Form, die eigentlich gar nicht so eindeutig festgeschrieben sind, Veränderungen erfahren, die von dem bildungsbürgerlich geprägten Konsens über den Zusammenhang der skizzierten drei Ebenen abweichen.

## 7. Literatur

### 7.1 Texte

- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a. M.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth (1999): *Juden, Deutsche und andere Erinnerungslandschaften*. Frankfurt a. M.
- Forschner, Maximilian (1990): Über natürliche Neigungen. In: Bubner, Rüdiger u. a. (Hgg.): *Die Trennung von Natur und Geist*. München. S. 95
- Goethes Werke (1903): Hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen. Bd. 41. Weimar.

### 7.2 Wissenschaftliche Literatur

- Askedal, John Ole (2000): Das Deutsche als strukturell europäische Sprache. In: Gardt, Andreas (Hg.): *Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart*. Berlin/New York: de Gruyter. S. 385–418.
- Brandom, Robert B. (2001): *Begründen und Begreifen. Eine Einführung in den Inferentialismus*. Darmstadt: WBG.
- Eichinger, Ludwig M. (1995): Syntaktischer Wandel und Verständlichkeit. Die Serialisierung von Sätzen im frühen Neuhochdeutschen. In: Kretzenbacher, Heinz Leo/Weinrich, Harald u. a. (Hgg.): *Wissenschaftssprache im 18. Jahrhundert*. Berlin/New York: de Gruyter. S. 301–324.
- Eichinger, Ludwig M. (1997): Sprachbiographien in Risikogesellschaften. In: Moellenken, W.W./Weber, P.J. (Hg.): *Neue Forschungsarbeiten zur Kontaktlinguistik (= Plurlingua XIX)*. Bonn: Dümmler. S. 139–147.
- Elspass, Stephan (2003): *Sprachgeschichte von unten. Studien zum geschriebenen Alltagsdeutsch im 19. Jahrhundert*. Habilitationsschrift. Münster.
- Gabelentz, Georg von der (1901 [1984]): *Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse*. Darmstadt: WBG.
- Giesecke, Michael (1992): *Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Giesecke, Michael (1998): *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Götz, Ursula (1995): Regionale grammatische Varianten des Standarddeutschen. In: *Sprachwissenschaft* 20, S. 222–238.

- Heringer, Hans-Jürgen (1980): Normen? Ja – aber meine! In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung. Der öffentliche Sprachgebrauch. Band I: Die Sprachnormdiskussion in Presse, Hörfunk und Fernsehen. Stuttgart: Klett. S. 58–72.
- König, Werner (1989): Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland. 2 Bde. Ismaning: Max Hueber.
- Lewis, David (1969): *Convention. A philosophical study*. Harvard: HUP. [dt. (1975): *Konventionen. Eine sprachphilosophische Abhandlung*. Berlin: de Gruyter]
- Linke, Angelika (1996): *Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts*. Stuttgart: Metzler.
- Löffler, Heinrich (1994): *Germanistische Soziolinguistik*. 2. Auflage. Berlin: E. Schmidt.
- Macheiner, Judith (1991): *Das grammatische Variété oder Die Kunst und das Vergnügen, deutsche Sätze zu bilden*. Frankfurt am Main: Eichborn.
- Mattheier, Klaus J. (1991): Standardsprache als Sozialsymbol. Über kommunikative Folgen gesellschaftlichen Wandels. In: Wimmer, Rainer (Hg.) (1991): *Das 19. Jahrhundert. Sprachgeschichtliche Wurzeln des heutigen Deutsch.* (= IDS Jahrbuch 1990). Berlin/New York: de Gruyter. S. 41–72.
- Pfister, Jonas (2003): Sind Sprachkonventionen Regelmäßigkeiten? In: *Kriterion* 17, S. 7–14.
- Raible, Wolfgang (1992): *Junktion. Eine Dimension der Sprache und ihre Realisierungsformen zwischen Aggregation und Integration* (= Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Phil.-Hist. Klasse 1992. Bericht 2). Heidelberg: Winter.
- Rath, Rainer (2001): Mediale Differenzierungen. In: W. Fleischer/G. Helbig/G. Lerchner (Hrsg.): *Kleine Enzyklopädie Deutsche Sprache*. Frankfurt am Main: Peter Lang. S. 363–383.
- Schulze, Gerhard (1993/<sup>2</sup>1996): *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. Frankfurt/New York: Campus.
- Schiewe, Jürgen (1998): *Die Macht der Sprache. Eine Geschichte der Sprachkritik von der Antike bis zur Gegenwart*. München: Beck.
- Takahashi, Hideaki (1996): *Die richtige Aussprache des Deutschen in Deutschland, Österreich und der Schweiz nach Maßgabe der kodifizierten Normen*. Frankfurt am Main usw.: Peter Lang.
- Weinrich, Harald (1980): Über Sprachnormen nachdenken. In: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung. Der öffentliche Sprachgebrauch. Band I: Die Sprachnormdiskussion in Presse, Hörfunk und Fernsehen. Stuttgart 1980. S. 9–24.